

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 96 (1970)
Heft: 33

Rubrik: Spott-Revue

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

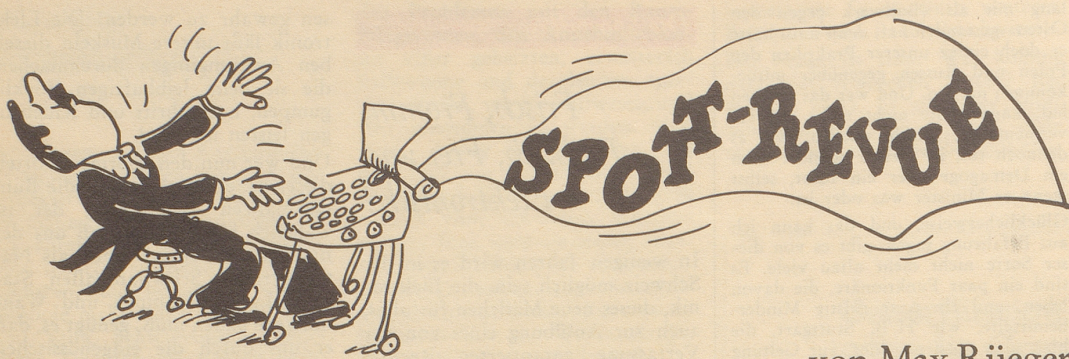
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



von Max Rüeger

Anmerkungen zu Gelesenem:

Denkfehler

Vieles wurde auch dieses Jahr wieder zum 1. August gesagt und geschrieben. Zahlreiche Blätter unterzogen sich der Mühe, den Tag mit einem Leitartikel zu vermerken. Andere reservierten lediglich eine Spalte, diverse beschränkten sich auf wenige Sätze.

Irrtum vorbehalten: kaum einer der Schreiber feiert diesen Tag ohne kritische Gedanken. Man bemüht sich, Pathos zu vermeiden, man weiß um die Fragwürdigkeit traditionellen Festgeplauders, man läßt ironische Sentenzen einfließen, Morgarten und Sempach liefern Pointen.

Damit trifft man wohl die allgemeine Stimmung. Wir haben, dieses Lob dürfen wir uns spenden, Fortschritte gemacht in der Einstufung unseres Nationalfeiertages. Zentnerschwerer Ernst ist gemessener Fröhlichkeit gewichen, mancherorts wird neben dem verglimmenden Höhenfeuer getanz, auch auf Dorfplätzen haben Ländler und Schottisch das Exklusivrecht verloren, die engagierte Kapelle wagt «Delilah» und «Yellow Submarine». Jedenfalls: man feiert. Ob offiziell oder privat, ob mit Ansprache oder Aussprache, der Abend des Ersten August wird genutzt zu geselliger Begegnung.

Die «Weltwoche» allerdings ist da anderer Meinung. In einigen knappen Sätzen auf Seite 1 der Ausgabe vom 31. Juli gibt der Verfasser das Ableben aller dieses Datum betreffenden Festivitäten bekannt. Verbiestert und schlechtgelaunt wird uns da die Fähigkeit abgesprochen, sommerliche Stunden heiter-festlich zu verbringen.

Ich zitiere:

«1. August. Geburtstag der Heimat. Markante Festreden. Funkenregen,

schillernde Worte. Heldentaten der Vorfahren. Beschwörung «großer Zeiten». Morgensternkriegsromantik. Eidgenossen als Musterknaben. Ausruhen auf verwelkten Lorbeeren. Selbstbeweihräucherung. «Gott und Vaterland.» Heuchelei in Feiertagspose. Das Fest will uns nicht mehr gelingen. Es wirkt müde. Antiquiert. Museal. Warum? Jedes Fest ist ein Akt der Bejahung. Bejahung bedeutet immer auch Probe. Man kann ja schließlich nicht bejahen, was einer Probe nicht standhält. Ist es die Angst, diese Probe nicht zu bestehen? Will uns das Fest darum nicht mehr gelingen?»

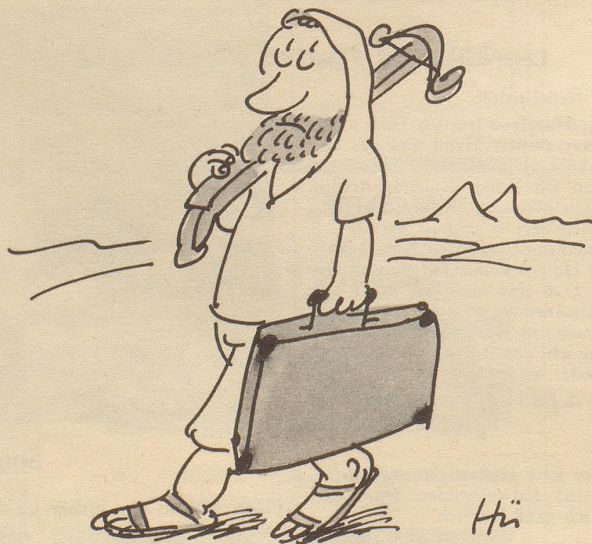
Soweit die ersten beiden Abschnitte.

Festzuhalten wäre hier einmal, daß für uns auch der 1. August 1970 ein durchaus gelungener Abend war. Wir ergingen uns weder in «Selbstbeweihräucherung» noch in «Morgensternkriegsromantik», wir pfleg-

ten nicht «Heuchelei in Feiertagspose» und wir fühlten uns nicht als «Musterknaben».

Wir saßen im Freundeskreis zusammen, hatten den Kindern Lampions gekauft, die sie munter im Garten herumtrugen, wir brannten zischende Vulkane und grüne, rote, blaue Bengalhölzer ab und freuten uns am begeisterten Gekreische des wimmelnden Nachwuchses, wir brieten Würste am offenen Feuer, wir lachten viel und tranken Batterien köstlichen Weines, wir sprachen sogar über die Schweiz und fanden naverweise nicht alles zwischen Basel und Genf restlos beschissen, wir ruhten nicht aus auf «verwelkten Lorbeeren» und von der Angst, eine diffuse «Probe» nicht zu bestehen, war eigentlich wenig zu spüren.

Einer meiner Freunde hatte sogar eine Ansprache gehalten, der Tribut an die Konvention war also ge-



zollt, unkonventionell übrigens, auch das ist noch möglich.

«Das Fest will uns nicht mehr gelingen.» Eine apodiktische Behauptung, gegen die ich mich verwahre, die im übrigen beweist, daß der Autor der «Weltwoche»-Betrachtung nicht begriffen hat oder nichts begreifen will vom Wandel, den jeder Schweizer, ganz individuell, dem 1. August angedeihen lassen kann.

Man muß auch noch die beiden letzten Abschnitte zitieren.

«Manche Leute sind konsequent. Sie sagen nein zum Fest. Wir auch. Nationaler Masochismus? Wohl kaum. Vergessen wir nicht: jedem Nein liegt ein Ja zugrunde. Gegenwärtiges wird verneint im Namen des Zukünftigen. Fürs Fest bleibt da kein Raum. Feste ruhen in der Gegenwart und nähren sich vom Vergangenen. Abgestandene Nahrung ist nicht unbedingt bekömmlich.

1. August. Ein willkürlich herausgegriffenes Datum. Beziehungslos. Irgendwo zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Leere der Zukunft aber reißt uns voran. Sie wartet darauf, daß wir sie füllen. Mit unseren Entwürfen. Mit unseren Hoffnungen. Auch mit unserer Angst. Wer fände da Muße zum Feiern?»

Ich weiß nicht, wie der Autor dieser Zeilen den Nationalfeiertag über die Runden brachte. Saß er verbittert in der Polstergruppe, mit seiner Abstammung hadernd und Auswanderungspläne schmiedend? Enthalten wir uns einmal allen billigen Spottes: ist es wirklich verdienstvolle Konsequenz, «nein zum Fest» zu sagen? Gehen all diejenigen, die eine Bundesfeier besuchen oder gar eine Bundesfeier organisieren, dümmlich und engstirnig an Realitäten vorbei?

«Die Leere der Zukunft reißt uns voran.»

Ich möchte schon sehr bitten. Es gibt da – heilige Einfalt – noch ein paar andere Kriterien, die mich voranreißen. Ganz persönliche Pläne, die zu realisieren mir Spaß machen und die mir, flatterhafter Kerl, der ich bin, dennoch «Muße zum Feiern» lassen.

Nicht jeder, der den 1. August als besonderen Tag registriert, ist begriffsstutzig und gegenwartsfremd. Selbst wer Fähnchen vors Fenster hängt und einer Turnerpyramide applaudiert, muß nicht unbedingt ewiggestriger Trottel sein.

Es läßt sich da nämlich einiges durchaus sinnvoll kombinieren. Dazu allerdings bedarf es gewisser Anstrengungen. Anstrengungen, die sich, so meine ich, lohnen.

Und: die simpelste Form, diesen Tag zu begehen, ist immer noch intelligenter als die vernobte Negierung eines Datums, dessen Zufälligkeit nicht zufälliger bleibt als die der meisten Daten, die wir vermerken.

Tarzan lebt!

Mag die Sonne vom Himmelszelt lachen, mögen kühlende Wellen im See locken – es gibt Sonntagnachmittage, an denen mich niemand und nichts aus der Stube bringt.

Das Zweite Deutsche Fernsehen zeigt nämlich eine lückenlose Folge sämtlicher Tarzan-Filme, abwechselnd in unbeholfenem Schwarzweiß und dämonischer Farbe, und alle Herren – die in den vergangenen Jahrzehnten ein Millionenpublikum hinrissen, tauchen wieder auf im geheimnisvollen Dschungel, eilen katzen-gewandt durchs Dickicht und schwingen sich – oh ja, dies tun sie nach wie vor meisterhaft – von Liane zu Liane.

Wahrlich, Mutter Natur meint es gut mit den Tarzans. Wann immer sie eine solche Schlingpflanze benötigen, hängt sie griffbereit an weit-ausladenden Wipfeln, wohlberech-



netes Abstoßen vom Aststumpf genügt, um furchterregende Schluchten und sumpfiges Gewässer mit harmonischem Körperschlenkern zu überwinden.

Der Zufall – er steht freundschaftlich Pate im Drehbuch. Tausende von Quadratkilometern mißt der undurchdringliche Dschungel – aber ausgerechnet in jener Lichtung, die ein torkelndes Flugzeug zur Notlandung anvisiert, hält Tarzan Zwiesprache mit der Fauna.

Flink schlängelt er seine Bodybuilding-Muskeln zur Unglücksstätte, knapp nur verhüllt ein Lendenschurz delikate Partien, sein Auge strahlt und hilft einer zarten, weißen Frau über den ersten Schrecken hinweg. Zum Aerger übrigen ihrer

ebenfalls gestrandeten Begleiter, die das unumgängliche Getändel zwischen Blondine und Urwaldgeist mißtrauisch verfolgen. Meistens erfrischt sich die Dame mit Tarzan schon bald in klaren Fluten, sie klagt ihm während forschen Schwimmschwüngen von Eheleid, bis die Idylle durch das Krokodil vom Dienst jäh zerstört wird. Der aufgeregt hüpfende Affe Sheeta kündigt das drohende Unheil, ein gellender Schrei aus wohlgeformtem Frauenmund bestätigt die Gefahr – und dann beweist Tarzan naturburschenschaftlichen Mannesmut: das Buschmesser zwischen den Zähnen taucht er unter den eklen Leib des Monsters, die vordem hellen Wellen färben sich rot, der Zuschauer darf aufatmen – die Bestie ist bezwungen.

Linguistische Köstlichkeiten vermitteln auch die Dialoge. War Tarzan anfänglich noch keiner menschlichen Laute fähig, hat er sich im Verlaufe der Filme zu halbwegs zusammenhängenden Wortketten durchgemausert.

«Weiße Frau schwache Füße», stellt er vor dem rettenden Marsch ins Unbekannte fest. «Ich Höhle wissen, Du laufen hinter mir», beruhigt er Zweifler, und philosophisch-knapp mobilisiert er letzte Reserven ermattender Schützlinge: «Schwerer Kopf schwere Beine – leichter Kopf leichte Beine.»

Dutzende von grellbemalten Stammeskriegern mögen auf ihn eindreschen – Tarzan schmeißt sie, leeren Konservenbüchsen gleich, in den tödlichen Abgrund.

In einigen Streifen hat er auch eine Gefährtin, die Freud und Leid mit ihm teilt, sie ist dann die gute Fee, macht ihm das Dschungelleben lebenswert, und ihre ondulierte Lokkenpracht ist auch nach einmonatiger Regenzeit presseballwürdig.

Mister E. R. Burroughs erfand mit Tarzan eine Figur, der alle Attribute herrlichsten Kitsches anhängen, die dort alles kann, wo gewöhnlich Sterbliche hilflos sind. Ein Batman ohne Science Fiction, ein James Bond unter Affenbrotbäumen, ohne Entwicklungshilfe, im Urzustand.

Er verkörpert das Gute mit gutem Körper, der Dschungel ist seine Welt, die er in Ordnung hält, und wie gesagt: niemand und nichts bringt mich vom Bildschirm weg, wenn Tarzan siegt.

Die Eisbären

Die Eisbären haben so viel Speck unter der Haut, daß ihnen das kälteste Wasser noch wohlig warm scheint. Nachdem Speck bei den Menschen nicht mehr modern ist, suchen wir nach anderen Wärmequellen. Und falls die Temperatur doch wieder einmal sinken sollte, haben wir, anstatt Eis wie der Eisbär lieber einen Teppich unter den Füßen. Und am wärmsten gibt natürlich ein Orientteppich von Vidal an der Bahnhofstraße 31 in Zürich.



Min Gartezwerg

Vor em Bürofeischer schtaht er
au wänn er na wett
gaht er
nie undrem Fliederbusch weg
zu de Rosebäum.

So wie ihn gitts na tuusig
gnau so chlii, gnau so tick.
Er chunnt us em Schwarzwald
(me gseht das am Schtämpfel)
usere Gartezwerg-Fabrik.

Er grinst Tag und Nacht
und er weiß nöd, werum.
Me hätt ihm das Grinse
am Flüßband gmacht.
Gartezwerg törfed nöd brüele.

Sini Hose sind z groß
und d Bagge sind z rot.
Überem Bauch
hätt er e Schoß
er isch s Modäll «Gärtner».

Derbii wachst s Uchruut
rings um sini Bei.
Er tät kän Wank,
schtaht wienen Schtei
und jätte mues mer sälber.

Dä Zwerg im Garte
isch en richtige Gartezwerg.
Aber er lachtet.
Lachtet immer.
Wer cha das scho?